

# Vom Datum zum historischen Zusammenhang

## Möglichkeiten und Grenzen einer fachgeschichtlichen Datenbank

---

Annette van Dyck-Hemming, Melanie Wald-Fuhrmann

### EINLEITUNG

»Es ist ein Wahn zu glauben, die Geschichte des Erkennens habe mit dem Inhalte der Wissenschaft ebensowenig zu tun wie die Geschichte etwa des Telephonapparates mit dem Inhalt der Telephongespräche: Wenigstens drei Viertel und vielleicht die Gesamtheit alles Wissenschaftsinhaltes sind denkhistorisch, psychologisch und denksoziologisch bedingt und erklärbar.«<sup>1</sup>

Was der Lemberger Arzt Ludwik Fleck der Wissenschaftswelt bereits 1935 zu sagen hatte, wurde von neopositivistischer Seite zunächst kritisiert und wenig rezipiert,<sup>2</sup> bis der Wissenschaftsphilosoph Thomas S. Kuhn zuerst 1967 darauf hinwies, dass Fleck viele seiner wissenschaftssoziologischen Annahmen und Erkenntnisse bereits formuliert habe.<sup>3</sup> Zugleich ist damit ein implizites Plädoyer für eine Wissens- und Wissenschaftsgeschichte im Allgemeinen und für Fachgeschichten im Besonderen verbunden, wie sie sich spätestens seit den 1970er Jahren breit etablierten. Doch »denksoziale Kräfte«,<sup>4</sup> wissenschaftshistorische beziehungsweise -soziologische Aspekte wie eben Generationen,

---

**1** | Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt am Main <sup>10</sup>2015 [Basel 1935], S. 32.

**2** | Erich Otto Graf und Karl Mutter, »Zur Rezeption des Werkes von Ludwik Fleck«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 54 (2000), H. 2, S. 274–288.

**3** | Thomas S. Kuhn, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main <sup>24</sup>2014, S. 8.

**4** | Fleck, *Wissenschaftliche Tatsache* (2015), S. 35; vgl. auch ebd., S. 140: »Vertrauen zu den Eingeweihten, deren Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, gedankliche Solidarität Gleichgestellter, die im Dienste derselben Idee stehen, sind gleichgerichtete

Netzwerke oder Denkstrukturen, die für die Geschichte von Wissenschaften zweifellos von zentraler Bedeutung sind, zeichnet ein weitestgehend uneigentlicher, impliziter Charakter aus. Ob man sie als Beteiligter oder Zeitgenosse wahrnimmt oder nicht, für ›real‹ hält oder nicht, ist nur sehr bedingt eine Sache der Datenlage, noch seltener eine der ernsthaften Quellenrecherche, viel mehr aber eine von Vermutungen, Meinungen, Selbst- und Fremdzuschreibungen: Das gilt vor allem für Schulen und Netzwerke, die sich in keinem Dokument konkret materialisieren, keine Gründungsurkunden, keine Mitgliederlisten und keine Programme produziert haben, sondern sich höchstens indirekt erschließen lassen. Aber auch über Paradigmen wird – wenigstens solange sie Gültigkeit haben – selten explizit gehandelt. Sie sind schlicht selbstverständlich.

Dennoch: Schon der Glaube an solche ›unsichtbaren‹ Gruppen, sei es bei denjenigen, die sich dazu zählen, sei es bei denjenigen, die sich draußen wissen, bewirkt eine gewisse Faktizität, schafft jedenfalls Tatsachen und beeinflusst Handlungsweisen. Man spricht über eine solche Generation, eine solche Schule, ein solches Netzwerk, schreibt ihm Mitglieder, Eigenschaften und Interessen zu, bewertet die wissenschaftlichen Arbeiten seiner Mitglieder entsprechend und richtet – je nachdem – auch das eigene Handeln (Teilnahme an Tagungen, Anfragen bezüglich Gutachten, Einladungen in Kommissionen) danach aus. Der Vermutungscharakter kann sogar denjenigen einer Denunziation (oder Verschwörungstheorie) annehmen: Man vermeint dann hinter bestimmten Ereignissen und Entscheidungen Seilschaften wahrzunehmen, die gar nicht unbedingt bestehen müssen.

Solche je spezifisch gefärbten Wahrnehmungs- und Beurteilungsweisen reagieren freilich auf ein grundlegendes soziologisches Phänomen: Wie jedes andere Interaktionsfeld von Menschen ist auch die Musikwissenschaft ein soziales System. Als System bilden sich in ihr Untergruppen heraus, verschiedene Quantitäten und Qualitäten von Beziehungen zwischen einzelnen Akteuren und Gruppen. Diese strukturelle Ausdifferenzierung hat nicht zuletzt auch eine inhaltliche Komponente (oder zieht sie zugleich auch nach sich): Man gruppiert sich also um geteilte, oft genug nie wirklich explizierte oder gegenüber Außenstehenden kommunizierte Werte, Anschauungen und Interessen.

Die Sozialwissenschaften bieten viele valide Methoden zur Dokumentati- on, Rekonstruktion und Qualifizierung solcher Systeme und Netzwerke. Die Grundlage dafür muss jeweils eine möglichst passgenaue und präzise Datenbasis sein. Neben Methoden der qualitativen Auswertung ganz verschiedener Dokumente können ergänzend auch statistische Verfahren treten. Sozialwis- senschaftler, die zu Themen der Gegenwart forschen, können sich ihre Daten-

---

soziale Kräfte, die eine gemeinsame besondere Stimmung schaffen und den Denkgebil- den Solidität und Stilgemäßheit in immer stärkerem Maße verleihen.«

basis meist selbst generieren, Historiker sind demgegenüber auf – notorisch unvollständige oder gar fehlende, aus von ihren eigenen Fragestellungen meist unterschiedenen Beweggründen zusammengestellte und bewahrte – Quellen angewiesen, aus denen ›Daten‹ nur in eingeschränktem Maße gewonnen werden können und die in jedem Falle hoch interpretationsbedürftig sind. Selbst für einen netzwerktheoretischen Ansatz der Fachgeschichte wären also nicht nur Sozialwissenschaftler zu Rate zu ziehen, auch (musik)historische Kompetenz ist gefragt, selbst wenn die damit einhergehende Nähe zum Gegenstand ihre eigenen Unwägbarkeiten und Verzerrungsgefahren mitbringt.<sup>5</sup>

Wie aber könnte eine Datensammlung geschaffen werden, die den hier interessierenden sowie weiteren Aspekten der musikwissenschaftlichen Fachgeschichte zugrunde gelegt werden könnte, die der Auffindung von Phänomenen ebenso dienen könnte wie der kritischen Überprüfung bisheriger Vermutungen, Meinungen und ›on-dits‹? In einem 2014 am Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt am Main etablierten, langfristig ausgelegten Projekt zur musikwissenschaftlichen Fachgeschichte sind wir genau daran interessiert. Zwar adressiert das Vorhaben genuine fach- und wissenschaftshistorische Fragen, vor allem, wie sich die Institutionalisierungsschübe, Personalentscheidungen, Fachbegrenzungen sowie Themen- und Methodenkonjunkturen auf ihre jeweiligen historischen, soziokulturellen und wissenschaftssoziologischen Rahmenbindungen beziehen lassen, um damit am Ende auch die Gegenwart des Faches in ein Verhältnis zu seiner Geschichte zu stellen. Um Phänomene wie Institutionalisierungsschübe oder Methodenkonjunkturen aber erst einmal als solche sichtbar und damit interpretierbar und für historiographische Narrationen zugänglich zu machen, wird eine Datenbank entwickelt, die ein möglichst breites Datenfundament repräsentiert und statistische ebenso wie qualitative Auswertungen ermöglicht. Dazu werden Daten über Personen, Institutionen, Medien, Themen und Methoden der Musikwissenschaft gesammelt und miteinander verknüpft. Der Untersuchungsraum umfasst in sozialgeographischer Abgrenzung<sup>6</sup> den deutschspra-

**5** | Eine klassische Methodenlehre der soziologischen Akteur-Netzwerk-Theorie ist Bruno Latour, *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005 (dt. als *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt am Main 2007). Seit einiger Zeit gibt es jedoch auch Versuche, die Netzwerktheorie auf historische Phänomene anzuwenden, siehe etwa Bonnie H. Erickson, »Social Networks and History. A Review Essay«, in: *Historical Methods* 30 (1997), H. 3, S. 149–157 oder das *Handbuch Historische Netzwerkforschung. Grundlagen und Anwendungen*, hrsg. von Marten Düring, Ulrich Eumann, Martin Stark, Linda von Keyserlingk, Berlin 2016.

**6** | Vgl. *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, hrsg. von Jörg Döring und Tristan Thielmann, Bielefeld 2008.

chigen Raum, also etwa auch Daten aus Straßburg, Königsberg, Wien, Bern oder Prag, sowie Daten zur Musikwissenschaft an den deutschen historischen Instituten in Rom, Istanbul und Paris. Der Untersuchungszeitraum reicht von etwa 1810 – der Zeit der Gründung von Musikakademien in Süddeutschland und Österreich mit ersten Dozenturen für Musikgeschichte, Musikästhetik oder Musiktheorie – bis etwa 1990 und damit zur Wendezeit (die für Deutschland und in eingeschränkterem Maße für Österreich, weniger indes für die Schweiz, als auch fachgeschichtlich wirksame Zäsur gewertet werden muss).

Wenn es um Begriffe und Bezeichnungen (Entitäten) geht, die in datenbankübergreifender Kommunikation eine Rolle spielen, kommt der bibliothekarisch korrekten Verschlagwortung nach den Regeln der Schlagwortnormdatei der Deutschen Nationalbibliothek und der Regensburger Klassifikation sowie insgesamt der Verwendung kontrollierter Vokabulare eine besondere Bedeutung zu. Die Verwendung dieser intersubjektiv erarbeiteten Standards der Inhaltsbeschreibung ermöglicht eine eindeutige Identifizierung der Einträge, ihre Nachverfolgung in andere Datenbankenprojekte sowie eine noch breitere Datenbasis und erhöht so den Nutzen und die Verlässlichkeit der Datenbank.<sup>7</sup>

Die gewonnene Datenbasis wird der Forschungsgemeinschaft zur Verfügung gestellt und soll schließlich Anfragen ganz unterschiedlicher Art bewältigen können, wozu auch Fragen zu Generationen, Beziehungsnetzwerken, Schulen oder der Konjunktur von Denkfiguren zählen können, wie etwa (im Aufgriff einiger Themen dieses Bandes):

- Wer hat bei Friedrich Gennrich in Frankfurt/Main studiert, dissertiert oder sich habilitiert? Wer waren seine Assistenten? Welche Positionen nahmen seine Schüler später ein? Gab es eine Kontinuität der Themen und Methoden?
- Mit welchen Themen und Methoden befassten sich die Professoren für Musikwissenschaft an (Ost-/West-Berliner) Hochschulen und Universitäten zwischen 1960 und 1970 oder zwischen 1980 und 1989?
- Gibt es Phasen der Regionalisierung, Nationalisierung und Internationalisierung des wissenschaftlichen Personals (verstanden als Maß der Distanz zwischen Herkunfts- beziehungsweise Qualifizierungsort(en) von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern einerseits, ihren Wirkungsorten andererseits)?
- Kann man signifikante (Generationen-)Wechsel unter den Professoren seit 1900 beobachten? Sprich: Gab es zeitliche Häufungen von Emeritierungen beziehungsweise Neuberufungen?

---

**7** | Vgl. zu Sinn und Nutzen kontrollierter Vokabulare die Darstellung im Internet von Ulrike Spree: [www.bui.haw-hamburg.de/pers/ulrike.spree/remind/vokabulare.htm](http://www.bui.haw-hamburg.de/pers/ulrike.spree/remind/vokabulare.htm) (abgerufen am 12.10.2015).

- Wie breitete sich die Musikwissenschaft als institutionalisiertes Fach in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus (verstanden als sukzessive Anzeige der musikwissenschaftlichen Abteilungen/Institute/Seminare in den Jahren 1910, 1930, 1950 auf den jeweiligen geohistorischen Karten)?

## DIGITALE TECHNOLOGIE IN DER MUSIKWISSENSCHAFT

Eine solche in einer relationalen Datenbank repräsentierte historische Datenbasis wird nur möglich unter den Bedingungen der *Digital Humanities*. Diese spielen auch in der Musikwissenschaft schon lange eine Rolle. Viele teils umfangreiche und zumindest musikwissenschaftlich begleitete Projekte zur digitalisierten Recherche, zur Edition von Noten und Texten, zur bibliothekarischen Erschließung von Quellen, zur Entwicklung von Software zur Beschreibung schriftlicher Musik, zur Transkription nicht-schriftlicher Musik, zur Erleichterung editorischer Arbeit oder zur Verarbeitung musikalischer Information generell wurden oder werden realisiert. Als Knotenpunkte hat die Musikwissenschaft wie andere Wissenschaften auch Fachinformationsportale im Internet etabliert, die die wissenschaftliche Recherche zusätzlich erleichtern und außerdem sowohl Öffentlichkeit als auch interne Vernetzung bieten.

Die bequemere Zugänglichkeit von Textcorpora und deren Vergrößerung hat zunächst einmal die wissenschaftliche Arbeit in mancher Hinsicht erleichtert. Die genuinen Möglichkeiten digitaler Speicherung, Darstellung und Aufbereitung legen aber bereits konzeptuelle Umorientierungen nahe. So erfordern beispielsweise digitale Noteneditionen aufgrund schier unerschöpflicher Speicherkapazitäten und zeitsparender Zugriffsalgorithmen nicht mehr unbedingt die letzte Festlegung auf eine, zumindest sehr wenige Textvarianten, die dann im Hauptband abgedruckt werden. Nein, denkbar ist der Wechsel der Varianten mit einem Mausklick, nicht ohne dass außerdem ausführliche wissenschaftliche Begründungen angeboten und belegt werden.<sup>8</sup> Damit verliert als Folge technischer Möglichkeiten beispielsweise eine für das Fach so zentrale Denkfigur wie die fixe Werk- und Textgestalt ihre einst auch medial – eben durch eine monographische Ausgabe – verstärkte, vielleicht sogar mitbedingte Ausschließlichkeit, was schließlich zu einer angemesseneren editorischen Zugriffsweise auf Repertoires führt, die hiervon bislang nicht oder nur mit Verzerrungen erfasst werden konnten.<sup>9</sup>

---

8 | Siehe [beethovens-werkstatt.de/demo/index.html](https://beethovens-werkstatt.de/demo/index.html) (abgerufen am 12.10.2015).

9 | Hier wäre besonders das an der Mainzer Akademie der Wissenschaften angesiedelte *Opera*-Projekt von Thomas Betzwieser zu nennen, das eine »klassische« Buch-Edition mit einer digitalen Edition verbindet und vor dem Hintergrund eines Werkkonzepts dezidiert »problematische« Stücke und Gattungen in den Blick nimmt ([www.opera](http://www.opera)).

Koketterie mit dem guten alten Zettelkasten, der Zunft barscher Bibliothekare oder der verklemmten e-Taste an der Olympia scheint demnach im Jahr 2015 nicht mehr ohne Weiteres angebracht<sup>10</sup> angesichts des breiten Spektrums digitaler Werkzeuge, die tagtäglich auf vielfältige Art ihren Nutzen für die wissenschaftliche Arbeit unter Beweis stellen. Dass vor allem historische Musikwissenschaftlerinnen und Musikwissenschaftler dennoch regelmäßig vor Konzepten zurückschrecken, die die Möglichkeiten digitaler Technik vor allem auch im Hinblick auf Datenbanken und sich daraus eröffnenden quantitativen Zugängen über den Ersatz bisheriger Anwendungen hinaus ausschöpfen möchten, könnte an einem Verständnis der eigenen historiographischen Tätigkeit liegen, wie es sich etwa in der folgenden Äußerung von Joachim Fest dokumentiert:

»Die Darstellung des Vergangenen verlangt neben der Beherrschung der Quellen und des Stoffes ein hohes Maß an jenen Begabungen, die auch den Schriftsteller ausmachen: an Fantasie und Intuition vor allem, ferner an umsichtig ordnendem Kunstverstand sowie, neben vielen anderen mehr handwerklichen Fähigkeiten, an humaner Neugier. Die Zahlenwerke, Sozialanalysen und Kräftediagramme, die uns stattdessen mit so inständigem Nachdruck als definitive historische Wahrheit angesonnen werden, sind lediglich Handreichungen aus dem Vorbereitungsdienst.«<sup>11</sup>

Was hier aus einer eher publizistischen Perspektive heraus plakativ und provokant formuliert ist, trifft durchaus den Kern des zünftigen Selbstverständnisses von (Musik-)Historikern: Die Identifikation von Quellen, Quellenkritik und -interpretation, transparente Auswahl und Anordnung von »Fakten« sowie ihre Zusammenbindung in einen Sinnzusammenhang, die historische Erzählung,

---

[adwmainz.de/informationen.html](http://adwmainz.de/informationen.html) (abgerufen am 02.12.2015)), oder *Freischütz digital* ([www.freischuetz-digital.de](http://www.freischuetz-digital.de) (abgerufen am 02.12.2015)).

**10** | Damit ist nichts gegen Zettelkästen, gewissenhafte Bibliothekarinnen und Schreibmaschinen gesagt. Aus der Reflexion der Bedingungen des Arbeitens mit ihnen kann man etwa die Qualität heutiger Standards für Datenschutz und Urheberrecht ermessen und im Rahmen der Diskussion solcher Standards auch ableiten. Vgl. *Die digitale Bibliothek und ihr Recht – ein Stiefkind der Informationsgesellschaft? Kulturwissenschaftliche Aspekte, technische Hintergründe und rechtliche Herausforderungen des digitalen kulturellen Speichergedächtnisses*, hrsg. von Oliver Hinte und Eric W. Steinhauer, Münster 2014, [kups.ub.uni-koeln.de/5720/1/Buchblock\\_Digitale\\_Bibliothek\\_und\\_ihr\\_Recht.pdf](http://kups.ub.uni-koeln.de/5720/1/Buchblock_Digitale_Bibliothek_und_ihr_Recht.pdf) (abgerufen am 02.12.2015).

**11** | Joachim Fest, »Was wir aus der Geschichte nicht lernen«, in: *Die Zeit*, 20.03.2003, S. 3, [www.zeit.de/2003/13/Dankrede](http://www.zeit.de/2003/13/Dankrede) (abgerufen am 14.07.2015).

sind nach wie vor das Zentrum geschichtswissenschaftlicher Tätigkeit.<sup>12</sup> Die Erstellung von Zahlen- oder Datenreihen hat demgegenüber eine niedrigere Stellung, da sie noch keine Geschichte sind, sondern nur das mehr oder weniger vorbereitete Material dazu – hier wird die alte Differenzierung zwischen Chronik und Historiographie auf neue Weise virulent. Die Hierarchisierung, ja teilweise auch Polarisierung von Methoden, Zugängen und Arbeitsergebnissen sowie die emphatische Aufwertung hermeneutischer Herangehensweisen an ›Vergangenes‹ zu Ungunsten, ja in Abqualifizierung aller anderen, gerade auch der quantitativen, sind selber ein traditionelles rhetorisches Motiv, dessen Funktion jeweils zu untersuchen wäre.<sup>13</sup> Und wie beim Publizisten Fest äußern sich Ressentiments gegenüber quantitativen Methoden in der historischen Musikwissenschaft oft als Kritik an einem fiktiven ›Positivismus‹ mit unterstelltem Wahrheitsanspruch.<sup>14</sup> Eine Datenbank, die historische Daten verknüpft und damit historische Fakten, Zusammenhänge und Gewich-

---

**12** | Siehe etwa Einführungen in die jeweiligen Fächer wie Martha Howell und Walter Prevenier, *Werkstatt des Historikers. Eine Einführung in die historischen Methoden*, Köln 2004, v. a. S. 76–110, oder – mit einem größeren Fokus auf die Pluralität der resultierenden Geschichten – Federico Celestini, »Historische Musikwissenschaft. Einführung und Standortbestimmung«, in: *Musikwissenschaft studieren. Arbeitstechnische und methodische Grundlagen*, hrsg. von Kordula Knaus und Andrea Zedler, München 2012, S. 113–121. Siehe aber *Historische Musikwissenschaft. Grundlagen und Perspektiven*, hrsg. von Michele Calella und Nikolaus Urbanek, Stuttgart 2015.

**13** | Prägend wirkten hier die zunächst nicht-soziologischen dialektischen Konstruktionen von Theodor W. Adorno: Für ihn war das semantische Feld ›Technik‹ meist negativ besetzt (vgl. etwa »Musik und Technik«, in: *Musikalische Schriften I–III* [= Gesammelte Schriften 16], Frankfurt am Main 1970–1986, S. 229–248), und er zog Gegensätze wie Objekt/Subjekt, Spiel/Authentizität in rhetorischer Analogie zu Nicht-Kunst/Kunst zur Begründung von Wertungen heran, allerdings vor allem musikästhetischer Art, so auch in der *Kritik des Musikanten* (in: *Dissonanzen* [= Gesammelte Schriften 14], S. 75–76); vgl. außerdem die Urteile über Strawinsky (*Philosophie der neuen Musik* [= Gesammelte Schriften 12], S. 195 f.) und Jazz (*Über den Fetischcharakter in der Musik*, [= Gesammelte Schriften 14], S. 43 f.).

**14** | Vgl. die Darstellung der Positivismus-Diskussion in der Musikwissenschaft von Michael Walter, »Thesen zur Auswirkung der dreißiger Jahre auf die bundesdeutsche Nachkriegs-Musikwissenschaft«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus*, hrsg. von Isolde v. Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 489–509. Walter übernimmt die Kritik an der »Konzentration auf positivistische Quellenarbeit und Analysen« (S. 498) zumindest teilweise und beruft sich dabei auf einen als repräsentativ für die Musikwissenschaft veröffentlichten Text von Walter Wiora zur »Methodik der Musikwissenschaft« (man beachte den Singular), in: *Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden*, Bd. 6, München 1970, S. 93–139.

tungen suggerieren könnte, mag vor einem solchen Hintergrund als zutiefst suspekt erscheinen oder doch wenigstens kaum Erkenntnisgewinn gegenüber dem traditionellen Vorgehen bei historiographischer Arbeit versprechen. Ein Mit- oder Nebeneinander hermeneutischer und ›irgendwie‹ technischer Methoden, seien sie philologisch-dokumentierender oder empirisch-quantitativer Art, scheint problematisch.<sup>15</sup> Vielleicht sind entsprechende Projekte deshalb – und im Unterschied zur digitalen Verarbeitung musikalischer Information oder zur digitalen Analyse abgegrenzter Quellenkonvolute – bislang nur höchst selten in Angriff genommen worden.<sup>16</sup> Es seien daher im Folgenden die fragliche Datenbank sowohl in ihrem erkenntnistheoretischen Fundament wie ihrer konkreten Konzeptualisierung etwas näher erläutert und denkbare Wege von einzelnen Daten zu historischen Tatsachen und historiographischen Interpretationen angesprochen.

**15** | Um 1970, als Wioras »Methodik der Musikwissenschaft« erschien, tobte *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie* (hrsg. von Theodor W. Adorno u. a., Neuwied 1969) und in der Zeitschrift *Die Musikforschung* eine Auseinandersetzung um Werturteile und die Problematik des hermeneutischen Zirkels (vgl. Peter Sprünken, »Werturteil und Wissenschaftlichkeit«, in: *Die Musikforschung* 23 (1970), H. 1, S. 55–61 und Carl Dahlhaus, »Werturteil und Sachurteil. Eine Entgegnung«, in: *Die Musikforschung* 23 (1970), H. 2, S. 188–190). Etwa gleichzeitig erschien auch im Anhang des Kongressbandes der internationalen musikwissenschaftlichen Tagung in Bonn der von Hans Heinrich Eggebrecht herausgegebene »Bericht über das Symposium Reflexionen über Musikwissenschaft Heute« als Dokumentation einer kontrovers geführten Diskussion um das Selbstverständnis der Musikwissenschaft (in: *Bericht über den Internationalen Musikwissenschaftlichen Kongress Bonn 1970*, hrsg. von Carl Dahlhaus u. a., Kassel 1971, S. 617–697). In der Tradition dieser Kontroversen stehen noch etwa die Beiträge von Ferdinand Zehentreiter (»Zur Kritik der musikwissenschaftlichen Vernunft«, in: *Historische Musikwissenschaft* (2015), S. 113–129) und Tobias Janz (»Musikwissenschaft als Kunstwissenschaft?«, in: ebd., S. 56–81) und belegen die Lebendigkeit des Diskurses; man beachte aber unbedingt die veränderte plurale Untertitelformulierung des aus »Freude an der kritischen Debatte« herausgegebenen Grundlagen-Bandes.

**16** | Momentan kann im Grunde lediglich auf die Datenbank *Europäische Musiker in Venedig, Rom und Neapel (1650–1750): Musik, Identität der Nationen und kultureller Austausch* ([www.musici.eu/index.php?id=93&no\\_cache=1&L=1](http://www.musici.eu/index.php?id=93&no_cache=1&L=1) (abgerufen am 12.10.2015)) sowie *eNoteHistory. Identifizierung von Schreiberhänden in Notenschriften des 18. Jahrhunderts mit Werkzeugen der modernen Informationstechnologie* ([wwwuser.gwdg.de/~awaczka/Homepage\\_Andreas\\_Waczkat/eNoteHistory.html](http://wwwuser.gwdg.de/~awaczka/Homepage_Andreas_Waczkat/eNoteHistory.html) (abgerufen am 12.10.2015)) verwiesen werden.

## GENERIERUNG DER HISTORISCHEN FAKTEN

»Daß man die Dokumente, die Daten, die einem Historiker gegeben sind, von den Fakten, die er aus den Daten rekonstruiert, unterscheiden muß, gehört zu den Grundregeln der Geschichtswissenschaft: Nicht die Quelle selbst, sondern der Vorgang, für den sie eine Quelle ist, stellt eine geschichtliche Tatsache – einen Bestandteil einer Geschichtserzählung – dar. Der elementare Charakter der Regel hindert allerdings nicht, daß sogar Historiker manchmal gegen sie verstoßen oder sie aus den Augen verlieren.«<sup>17</sup>

Überlegungen zu Datenauswahl, Faktenextraktion und Neuzusammenstellung sind selbstverständlicher Teil der Auswahl- und Reflexionsprozesse historischen Arbeitens, so auch bei der Konzeption der genannten Datenbank zur Fachgeschichte.<sup>18</sup> Die Arbeit erfordert jeweils die Reflexion des Erkenntnisinteresses und des methodischen Vorgehens, die Definition von Begriffen, die Identifizierung und Bewertung der Quellen und die Sichtung bisheriger wissenschaftlicher Forschung. Diese Prinzipien ermöglichen es anderen, den Auswertungsprozess von der Faktur des Überlieferten zu unterscheiden, jeweils zu überprüfen und die Erkenntnisleistung der Wissenschaftlerin, des Wissenschaftlers überhaupt zu würdigen.

Aufgrund der Objektivitäts- und Vollständigkeitsanmutung einer Datenbank ist es jedoch noch wichtiger als bei konventioneller historischer Arbeit, das erkenntnistheoretische Fundament des gewählten Vorgehens offenzulegen: Auch hier sind die gesammelten Tatsachen quellenabhängig, und die schiere Existenz oder Nicht-Existenz einer Quelle, ihre Überlieferung oder Nicht-Überlieferung, ihre erfolgte wissenschaftliche Aufarbeitung oder Missachtung unterliegen Selbstorganisations- und Selbstdeutungsprozessen des Faches, die eigentlich Gegenstand, nicht Bedingung des Projekts sein sollten. Dieses Dilemma kann wenigstens teilweise in ein produktives umgedeutet werden, indem nämlich 1.) die Datenbank konsequent nicht-hierarchisch angelegt wird, Personen mit Positionen oder Orte mit Institutionen, die die vorab festgelegten, rein sachlichen Einschlusskriterien erfüllen, also möglichst flächendeckend erfasst werden, ohne vorher eine Entscheidung über den Grad fachgeschichtlicher ›Bedeutsamkeit‹ zu fällen, und 2.) die daraus aufscheinenden Fehlstellen oder Häufungen von Primär- und Sekundär-Daten zu be-

**17** | Carl Dahlhaus, *Grundlagen der Musikgeschichte*, Köln 1977, S. 59.

**18** | Auch wenn Dahlhaus zumindest für die Reflexion des Verhältnisses von Daten und Fakten Dispens erteilt: »Von dem Verhältnis zwischen Empfindungsdaten und kategorial geformter Wahrnehmung braucht jedoch in einer Historik, einer Theorie der Geschichtswissenschaft, nicht die Rede zu sein. Die Probleme des Erkenntnistheoretikers sind nicht die des Historikers.« (Ebd., S. 62).

stimmten Orten, Personen oder Themen ihrerseits als ein interpretierbarer fachgeschichtlicher Befund gesehen werden können, ja müssen.

Um das leisten zu können, darf eine historische Datenbank möglichst wenig durch und im Hinblick auf eine forschende Einzelperson, ihr persönliches Erkenntnisinteresse und ihre individuelle Interpretation der Daten geprägt sein, sondern muss für verschiedene Forscher, Zugriffe und Fragen offen sein. Sie kann und soll keine Erzählung leisten, nicht einmal implizit, sondern lediglich die Ingredienzien dafür bereitstellen, insofern ist sie tatsächlich eine »Handreichung«. Zeichnen sich historiographische Monographien also durch eine klare Autorstimme und eine daraus resultierende Quellen- und Fakten-Auswahl, Anordnung und Deutung aus, muss eine Datenbank Daten zwar sauber aufnehmen, aber gleichberechtigt nebeneinander stellen. Statt punktueller Tiefenerschließung wird man eine möglichst flächendeckende und mehrdimensionale Datenmenge erwarten, die eine eher statistische Orientierung erlaubt. Der dadurch bedingte Verlust an Tiefenschärfe (gegenüber einer Fallstudie) wird aufgewogen durch die Breite der Daten, ihre Vergleichbarkeit und die Möglichkeiten zu allgemeingültigen Aussagen und zur Überprüfung von Hypothesen.

So kann gerade der Charakter einer Datenbank als erst einmal rein punktueller, durch verschiedene Abfragefilter jeweils neu und anders gruppierbarer Datensammlung dazu führen, neue Blicke auf »die« Geschichte zu entwickeln, Zusammenhänge spielerisch auszuprobieren, weiße Flecken zu finden oder Hypothesen zu testen. Diese Art erkenntnisfördernden Positivismus ist von Foucault einmal plastisch wie folgt beschrieben worden:

»Eine Menge von Aussagen nicht als die geschlossene und übervolle Totalität einer Bedeutung zu beschreiben, sondern als eine lückenhafte und zerstückelte Figur; eine Menge von Aussagen nicht als in bezug zur Innerlichkeit einer Absicht, eines Gedankens oder eines Subjekts zu beschreiben, sondern gemäß der Streuung einer Äußerlichkeit; eine Menge von Aussagen zu beschreiben, nicht um darin den Augenblick oder die Spur des Ursprungs wiederzufinden, sondern die spezifischen Formen einer Häufung, bedeutet gewiß nicht das Hervorbringen einer Interpretation, die Entdeckung einer Fundierung, die Freilegung von Gründungsakten. Es bedeutet auch nicht die Entscheidung über eine Rationalität oder das Durchlaufen einer Teleologie, sondern die Feststellung dessen, was ich gerne als eine *Positivität* bezeichnen würde. Eine diskursive Formation zu analysieren, heißt also, eine Menge von sprachlichen Performanzen auf der Ebene der Aussagen und der Form der Positivität, von der sie charakterisiert werden, zu behandeln; oder kürzer: es heißt den Typ von Positivität eines Diskurses zu definieren. Wenn man an die Stelle der Suche nach den Totalitäten die Analyse der Seltenheit, an die Stelle des Themas der transzendentalen Begründung die Beschreibung der Verhältnisse der Äußerlichkeit, an die Stelle der Suche nach dem Ursprung die Analyse der Häufung

stellt, ist man ein Positivist, nun gut, ich bin ein glücklicher Positivist, ich bin sofort damit einverstanden.«<sup>19</sup>

Vor einem solchen Hintergrund jedenfalls erscheint eine Datenbank, verstanden als »Menge von Aussagen«, gar nicht mehr so inadäquat.

Aber selbst eine möglichst große Breite von Daten lässt sich nicht ohne Auswahl aus dem Überlieferten und individuelle Entscheidungen erstellen. Hinzu kommt das Problem der wünschenswerten (und machbaren) Erschließungstiefe. Um datenbasierte Rückschlüsse etwa auf Netzwerke oder Schulen gewinnen zu können, wären beispielsweise auch Informationen wie Beiträge zu Festschriften, Einladung zu Tagungen oder das gemeinsame Erscheinen auf einem Foto wünschenswert, Faktentypen also, die tendenziell unendlich und uneingrenzt sind. In beiden Fällen braucht eine Datenbank also einen Paratext, der die möglichst objektiven, handhabbaren und nachvollziehbaren Auswahl- und Einschluss-Kriterien für Daten dokumentiert und zur Diskussion stellt. Und sie ersetzt in keiner Weise historische Tiefenerschließungen an weiterführenden Quellentypen, die aber aus praktischen Gründen nicht selbst Eingang in eine solche Datenbank finden können und müssen.

Als Anspruch einer wissenschaftlichen Datenbank kann außerdem weder Geschlossenheit noch Totalität formuliert werden, ebenso wenig bei einer Datenbank wie bei der Darstellung vielleicht von »Lebensbildern« oder Werkanalysen – um häufige musikwissenschaftliche Textsorten zu nennen. Das Gewordene einer Häufung von Aussagen, einer Zusammenstellung von Datensätzen muss die Wahrscheinlichkeit und Existenz von Lücken berücksichtigen. Tatsächlich lässt gerade eine Datenbank, für die nicht die hermeneutische, sondern eine rein quantitative Zusammenhangsbildung nahe liegt, bei der Projektion ihrer Daten etwa auf Zeitverläufe oder geographische Räume bisherige Datenlücken und logische Widersprüche durchaus deutlich zutage treten. Weiße Flächen tun sich auf und bieten die Möglichkeit für vertiefende Forschung, gezielt einzuhaken, weitere Quellen zu suchen oder Lücken und Widersprüche fundiert zu erklären.

Der Nachweis der Quellen ist in einem wissenschaftlichen Text in der Regel kein Problem, in einer Datenbank stellt er eine besondere Herausforderung dar: Jeder Datensatz muss auf Quellen rückführbar sein, muss überprüfbar sein, und es muss deutlich werden, warum dieser Datensatz aufgenommen wurde und nicht ein anderer. Quellennachweise sind auch für die Relationierung von Daten erforderlich. Ob jemand zu jemandem in Relation gesetzt werden kann und welcher Art diese Relation ist, wird nachgewiesen und in der Datenbank so nah an der Quellenaussage wie möglich aufgenommen, wie das folgende Beispiel zeigt:

---

19 | Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt am Main 1994, S. 182.

GND-ID 1	Beziehung	GND-ID 2	Quellen
118688030	studierte bei	118737082	MGG2P-Eggebrecht
118688030	ist Nachfolger von	115452761	MGG2P-Eggebrecht
121445372	wurde promoviert von	118688030	MGG2P-Eggebrecht
115787305	trägt zur Festschrift bei von	118688030	FS-Eggebrecht1984

Eine Beziehungsformulierung wie ›trägt zur Festschrift bei‹ wird also nicht hermeneutisch abgeleitet oder in einer selbst bestimmten Oberkategorie (etwa: ›stand in engem kollegialem Verhältnis zu‹) subsumiert, sondern auf dem Aussagegehalt des Faktischen belassen.<sup>20</sup> Eine Interpretation des Aussagegehalts der Quelle sollte in diesem Stadium möglichst unterbleiben: Denn es bestehen qualitative Unterschiede zwischen Formulierungen wie dem rein faktischen ›wurde promoviert von‹ und einer aus einem Faktum abgeleiteten Interpretation wie ›war Schüler von‹. Letzteres oder Formulierungen wie ›stand unter dem Einfluss von‹ sind daher als Bestandteil von Datensätzen nicht vorgesehen. Ableitungen und Schlüsse werden dennoch möglich sein, wie im unten vorgestellten Anwendungsbeispiel deutlich werden wird.

Zu den ausgewerteten Quellen können theoretisch alle zugänglichen Publikationen und Archivmaterialien ebenso zählen wie dokumentierte Aussagen von Zeitzeugen. Aus Praktikabilitätsgründen wird mit leicht zugänglichen Publikationen wie Nachschlagewerken begonnen (freilich im Wissen darum, dass die dort abzugreifenden Informationen ihrerseits gewissen Filterungsprozessen unterliegen), um diese dann sukzessiv durch Spezialliteratur und Archivmaterialien zu ergänzen. Dies ist nur möglich, weil das Thema Fachgeschichte in der Musikwissenschaft nach der Wende einen deutlichen Aufschwung genommen hat, nachdem viele Jahrzehnte lang fachgeschichtliche Themen eher kurz abgehandelt wurden. Bis zur Darstellung des Medizinhistorikers Werner-Friedrich Kümmel,<sup>21</sup> die allerdings nur das 19. Jahrhundert umfasste, war kaum eine musikwissenschaftliche Monographie aus übergreifender historiographischer Perspektive erschienen; die erste bislang bekannte

**20** | Weitere Beziehungsbeschreibungen wären etwa: ist verwandt mit, ist verheiratet mit, ist liiert mit, ist Kollege von, ist Kommilitone von, korrespondiert mit, bekommt Empfehlung von, erstellt Gutachten über, gibt Sammelband heraus zusammen mit, ist Zeitgenosse von, schreibt Nachruf für, ist Assistent von u. v. m. Eine historische Datenbank zur Song-Dynastie, in der detailliert und in großem Umfang Beziehungen beschrieben werden, entstand im *China Biographical Database Project* an der Harvard University. Die dort verwendete Liste sozialer Beziehungen und Verwandtschaften ist u. a. unterteilt in die Bereiche Scholarship, Friendship, Family und umfasst Hunderte von Beschreibungen: [isites.harvard.edu/icb/icb.do?keyword=k16229](https://isites.harvard.edu/icb/icb.do?keyword=k16229) (abgerufen am 06.03.2016).

**21** | Werner-Friedrich Kümmel, *Geschichte und Musikgeschichte*, Marburg 1967.

war die Freiburger Dissertation von Elisabeth Hegar von 1932.<sup>22</sup> Bis 1967 kann im Bereich der Monographien nur noch Tibor Kneifs Dissertation für sich beanspruchen, einen fachhistorischen Ansatz jenseits der bloßen Fokussierung auf einzelne Personen und Institutionen verfolgt zu haben.<sup>23</sup>

In den 1970er Jahren und besonders Ende der 1980er Jahre steigt das Interesse zwar allmählich, auffällig ist jedoch die große Menge an umfangreichen monographischen und anderen Veröffentlichungen zur Musikhistoriographie, die in den 1990er Jahren einsetzt.<sup>24</sup> Dabei mögen viele Faktoren eine Rolle gespielt haben: beispielsweise der politische Umbruch und die Zugänglichkeit von Quellen und Archiven, der Seitenblick auf die Nachbarwissenschaften, die Herausforderung durch die zunächst außerhalb Deutschlands und der Musikwissenschaft vorangetriebene Aufarbeitung der Musikwissenschaft der NS-Zeit,<sup>25</sup> die Distanz einer neuen Generation von Musikwissenschaftlerinnen und Musikwissenschaftlern zu Personen und Themen des 20. Jahrhunderts. Erklärungsansätze dafür zu entwickeln und zu prüfen, wäre nun wiederum ein Thema für eine fachgeschichtliche Studie.

## GENERIERUNG VON ZUSAMMENHÄNGEN: »DAS GEBÄUDE«

Die aus Daten abgeleiteten Fakten an sich sind noch keine Geschichtserzählung. Sie müssen dafür gruppiert, restrukturiert, mit Bedeutung versehen und in einen Zusammenhang gebracht werden. Mit welchen Konzepten etwa die auch in der Musikgeschichte viel vertretene Biographik seit Jahrhunderten das

---

**22** | Elisabeth Hegar, *Die Anfänge der neueren Musikgeschichtsschreibung um 1770 bei Gerbert, Burney und Hawkins*, Leipzig 1932, Reprint Baden-Baden 1974.

**23** | Tibor Kneif, *Zur Entstehung der musikalischen Mediävistik*, Göttingen 1964.

**24** | Die Reihe der Publikationen ist so zahlreich und vielfältig, dass hier nicht der Versuch unternommen werden soll, auch nur einige Titel zu nennen. Festhalten kann man aber, dass die einsetzende Selbstreflexion der Musikwissenschaft nicht nur die intensiviertere Erschließung eines vernachlässigten potentiellen Gegenstandsbereichs nach sich zog, sondern offensichtlich verstärkt auch zu veränderten epistemologischen Perspektiven und Fragestellungen inspirierte.

**25** | Pamela Potters Dissertation erschien bei Universal Microfilm International 1991, anschließend veröffentlichte sie verschiedene Artikel zu Aspekten des Themas, bis 1998 bei Yale University Press die englische Fassung des 2000 als *Die deutsche der Künste. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des Dritten Reichs* bei Klett-Cotta in Stuttgart verlegten Buchs erschien. Das kontrovers diskutierte Buch von Willem de Vries (*Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa 1940–45*, Köln) erschien 1998.

Leben eines Menschen als sinngebende Einheit zu begreifen versucht, wurde unlängst umfänglich gezeigt.<sup>26</sup>

Spätestens beim Herstellen von Zusammenhängen scheint die Leistungsfähigkeit beziehungsweise Zuständigkeit von Datenbanken erschöpft. »Wie die Häufung von Bausteinen noch kein Gebäude ergibt, so das Ermitteln von Daten noch keine Wissenschaft«,<sup>27</sup> so Walter Wiora in seiner »Methodik der Musikwissenschaft« mit Blick auf die Arbeit mit »Quellenpublikation«, quantitativen Auswertungen (»Datenermittlung«) und zusammentragender »chronologischer« Quellenarbeit, die er der eigentlichen »Denkarbeit« des Musikwissenschaftlers voranstellte und auf verschiedene wissenschaftliche Begabungen aufteilte.<sup>28</sup> Dass er damit auch verschiedene Wertigkeiten verband, macht er unmissverständlich deutlich.

Die in Wioras Konzept grundsätzlich an Tradition und Person gebundenen Funktionen der »Zusammenhangbildung« und »Darstellung« scheinen mit den Begriffen Sammlung, Chronologie, Beschreibung, Liste, eben Datenbank nicht so recht vereinbar, vor allem dann, wenn Computer und auch noch quantitative Auswertungen hinzukommen.<sup>29</sup> Aus der Ferne erscheinen Zusammenhangbildung und Darstellung hier automatisiert, die Illusion liegt nahe, dass sich diese wichtigen (geistes-)wissenschaftlichen Aufgaben der menschlichen Kontrolle entziehen. Es ist Wiora wichtig, davor zu warnen. Dieser Art wissenschaftlicher Aktivitäten wird genau wie bei dem FAZ-Mitherausgeber Joachim Fest rhetorisch das selbstbewusste Bild des qualifizierten, man kann sogar sagen: »erfahrenen«<sup>30</sup> Wissenschaftlers, der Wissenschaftlerin entgegengesetzt, die die Abgrenzung des Gegenstandes und die Bildung von Zusammenhängen im Rahmen der wissenschaftlichen Gemeinschaft, aber letztlich

**26** | Melanie Unseld, *Biographie und Musikgeschichte. Wandlungen biographischer Konzepte in Musikkultur und Musikhistoriographie*, Köln 2014.

**27** | Wiora, »Methodik der Musikwissenschaft« (1970), S. 97.

**28** | Vgl. ebd., S. 96 f. Dass dort eher fiktive Antagonisten einen dunklen Hintergrund abgeben, wird deutlich, wenn Wiora wenige Seiten später in aller Ausführlichkeit auf »Die Erfassung der Quellen« eingeht (ebd., S. 100–112), darin das Projekt des RISM lobt, thematische und Incipit-Kataloge konstruktiv kritisiert, mehrfach die Problematik der Materialmassen beschwört und im Schlusssatz des Abschnitts »Verzeichnisse und Klassifikation« sogar schreibt: »Wo immer es aber möglich und zweckmäßig ist, sollte man geistige Arbeit durch Apparate ersetzen, damit sie durch diese entlastet und zu anderen Aufgaben frei wird.« (Ebd., S. 110).

**29** | Vgl. ebd. den Abschnitt »Ermitteln und Durchdenken«, S. 96 f.

**30** | Vgl. Fleck, *Wissenschaftliche Tatsache* (2015), S. 121: »Der Begriff des Erfahrenseins gewinnt, mit der in ihm versteckten Irrationalität, grundsätzliche erkenntnistheoretische Bedeutung«.

individuell verantworten und ihre jeweiligen Erkenntnisse zu einer »Betrachtung«<sup>31</sup> formen.

In einem solchen Verständnis von Musikwissenschaft kann das nach sachbezogenen, nicht qualitativen Kriterien ausgewählte und offene, für jeden Interessierten einsehbare und kritisierbare Nebeneinander einer Liste (*pars pro toto*) nur als defizitär wahrgenommen werden.

In solchem Rahmen keimt womöglich gar der Verdacht, dass die Wissenschaftler, die die Listen zusammengestellt haben, einen anderen Plan verfolgen, dass sie vom »Wesentlichen«<sup>32</sup> absehen und vom »Gebäude« ein anderes Bild haben, so dass sie letztlich womöglich ganz andere Steine verwenden. Das ist nicht ausgeschlossen: Das *Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen*<sup>33</sup> etwa listet viele Namen auf, die es nicht in die verbreiteten Enzyklopädien, Lexika und Handbücher geschafft haben. Hier wurden Fragen unter anderen Vorzeichen gestellt: Nicht ob etwas zum »Gegebene[n] und jeweils Wesentlich[en]«<sup>34</sup> gehört, entscheidet hier darüber, ob es Gegenstand der Wissenschaft wird, sondern ob es und die Umstände seines Seins in Vergessenheit zu geraten drohen.<sup>35</sup>

Bis zu einem gewissen Grad lassen aber auch Datenbanken aufgrund ihrer technischen Matrix eine Zusammenhangsbildung zu.<sup>36</sup> Relationale Datenbanken stellen ID-Items in eine Beziehung zu anderen, und es ist diese Beziehung, die den einzelnen Datensatz beziehungsweise das repräsentierte Faktum ausmacht, der dann etwa lautet »ID-Person X lehrte im Zeitraum Y an ID-Institution Z«. Die Zusammenhänge, die sich aufgrund solcher Datensätze dann bei Abfragen ermitteln lassen, könnte man vielleicht als einen Zusammenhang

---

**31** | Wiora, »Methodik der Musikwissenschaft« (1970), S. 115 et passim.

**32** | Vgl. ebd.

**33** | *LexM. Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit*, [www.lexm.uni-hamburg.de](http://www.lexm.uni-hamburg.de) (abgerufen am 15.02.2016).

**34** | Wiora, »Methodik der Musikwissenschaft« (1970), S. 115.

**35** | Sophie Fetthauer, Claudia Maurer Zenck und Peter Petersen: *Vorwort. Lexikon verfolgter Musiker und Musikerinnen der NS-Zeit*, [www.lexm.uni-hamburg.de/content/main/projekt/vorwort\\_de.xml?wcmsID=0111](http://www.lexm.uni-hamburg.de/content/main/projekt/vorwort_de.xml?wcmsID=0111) (abgerufen am 15.02.2016). Man könnte dies auch als Wechsel eines wissenschaftlichen Paradigmas beschreiben, im Sinne von Kuhn, *Wissenschaftliche Revolutionen* (2014), S. 37 f.

**36** | Zur Leistungsfähigkeit relationaler Datenbanken und ihren Weiterentwicklungen etwa im Hinblick auf die Zusammenbindung physisch verteilter Datenbanken, auf die Bedeutung von Datenbank-Temporalität bzw. -Multidimensionalität sowie auf die Möglichkeiten von Fuzzy Logic und wissensbasierten Datenbanken vgl. Andreas Meier, *Relationale und postrelationale Datenbanken*, Heidelberg <sup>7</sup>2010, insb. S. 1–14 und 159–184; vgl. außerdem Josef L. Staud, *Relationale Datenbanken. Grundlagen, Modellierung, Speicherung, Alternativen*, Vilshofen 2015.

erster – der faktischen – Ebene bezeichnen, aus dem Historikerinnen und Historiker dann wiederum einen Zusammenhang zweiter – der sinnhaften – Ebene machen können. Aufgrund der relativen Leichtigkeit, mit der entsprechende Abfragemuster auf ihren Output hin ausprobiert werden können, lädt eine Datenbank im Gegensatz zu einer klassischen Liste oder einem Zettelkasten geradezu zum heuristischen Spiel ein. Bequem können neue Kriterien, neue Filter, neue Foki durchgespielt werden. Die Ökonomie der Vermutung hat keine Gültigkeit mehr, auch abwegige (>unscharfe<<sup>37</sup>) Verbindungen können getestet werden. Damit könnte ein datenbankbasierter Umgang mit historischen Fakten die historische Hermeneutik durchaus kreativ und erkenntnisstiftend komplementieren beziehungsweise könnten sich beide nicht als einander ausschließende Gegensätze, sondern als Positionen innerhalb ein- und desselben Kontinuums erweisen.

## MÖGLICHKEITEN UND GRENZEN AM BEISPIEL DES BEGRIFFS ›SCHÜLER‹

Ob und inwiefern die Definition von Datensätzen, vorgenommene Relationierungen und weitere Entscheidungen die Ergebnisse von zusammenhangsorientierten Abfragen beeinflussen können, sei abschließend an einem Beispiel vorgeführt: Nehmen wir an, ein Musikwissenschaftler sucht Informationen zur Fachgeschichte der Musikwissenschaft in München; in diesem Zusammenhang liegt ihm der Symposiumsbericht zum 100. Geburtstag von Thrasybulos Georgiades vor.<sup>38</sup> Dessen Vorwort bezeichnet die Gruppe der Autorinnen und Autoren als Mischung aus Schülern und eingeladenen Referenten und ein Foto ist abgebildet. Doch um von jedem genau zu wissen, wer vermutlich als »Schüler« bezeichnet wird und wer laut Vorwort »dieser Schule nicht entstammt«,<sup>39</sup> müsste er mehrere Namen einzeln recherchieren. Er könnte aber auch eine Datenbank wie die hier entworfene ansteuern und dort eingeben:

Wer	war Schüler von	Thrasybulos Georgiades?
-----	-----------------	-------------------------

Verschiedene Ergebnislisten wären denkbar – alle auf Grundlage derselben Menge von Personendatensätzen, aber aufgrund einer je anderen Definition

**37** | Vgl. Meier, *Relationale Datenbanken* (2010), S. 182 f.

**38** | Thrasybulos G. Georgiades (1907–1977). *Rhythmus – Sprache – Musik. Bericht über das musikwissenschaftliche Symposium zum 100. Geburtstag in München, 1.–2. November 2007*, hrsg. von Hartmut Schick und Alexander Erhard, Tutzing 2011.

**39** | Ebd., S. 9.

der automatisch ausgelösten Suchfunktion, die mit dem Begriff ›Schüler‹ verknüpft ist: Eine erste, sehr kurze Liste entstünde, wenn man strenge und komplementäre Kriterien wie die folgenden anlegte: mindestens drei verschiedene Beziehungsbeschreibungen müssen pro Person bestehen, diese Aussagen sind alle gesichert (das heißt mit Quellenangaben versehen) und betreffen jeweils mindestens die Promotion plus eine weitere persönliche, fachliche und institutionelle Verbindung darüber hinaus, hier etwa: Habilitation oder Assistenz. Diese Kriterien würden beispielsweise auf Wolfgang Osthoff und Frieder Zamminer passen:

„Schüler“	Art der Beziehung		Quellen
Osthoff, Wolfgang	wurde promoviert von	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011
	habilitierte bei	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011
	wird als Schüler bezeichnet von	Thrasybulos Georgiades	Bayr. Musikerlexikon online; FS-Georgiades-2011; Ehrmann-Herfort 2010
	trägt zur Festschrift bei von	Thrasybulos Georgiades	FS-Eggebrecht1984
	referierte auf Ge- denksymposium von	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011
Zamminer, Frieder	war auf Photographie mit	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011
	studierte bei	Thrasybulos Georgiades	MGG2P-Zamminer
	wurde promoviert von	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011
	war Assistent von	Thrasybulos Georgiades	MGG2P-Zamminer
	referierte auf Ge- denksymposium von	Thrasybulos Georgiades	FS-Georgiades-2011

Eine zweite Liste könnte alle Personen enthalten, die in (den wenigen) berücksichtigten Quellen als ›Schüler‹ bezeichnet wurden ohne weitere Einschränkungen oder Bedingungen. Frieder Zamminer fiel hier heraus.

Die dritte, wiederum längere und die zweite nicht vollständig enthaltene Liste könnte alle diejenigen aufzählen, die sicher bei Georgiades studiert haben oder von ihm promoviert wurden.

Der Begriff der ›Schule‹ wird in wissenschaftlichen Zusammenhängen sehr häufig verwendet, aber unterschiedlich definiert (beziehungsweise benutzt), und er erfordert Reflexion auch außerhalb der bekannten Zusammenhänge ›Wiener Schule(n)‹, ›Mannheimer Schule‹ etc.<sup>40</sup> Eine Definition würde im Datenbank-Kontext gegebenenfalls transparent dokumentiert, aber die Fragen stellen sich: Was ist ein ›Schüler‹? Darf er weiblich sein, das heißt soll die Suchfunktion annehmen, dass hier Frauen ebenfalls aufzulisten sind, oder fragt sie beim ›User‹ nochmal nach? Muss der ›Schüler‹ oder gegebenenfalls die ›Schülerin‹ bei seinem/ihrer Lehrer dissertiert, gar habilitiert haben? Muss er oder sie sich selbst als ›Schüler‹ verstehen oder von anderen so bezeichnet werden? Muss eine Kontinuität der Forschungsthemen und/oder Methoden vorliegen? Müssen mehrere Kriterien erfüllt sein oder reicht ein besonderes?

Eine wissenschaftliche Datenbank könnte auch auf Ableitungen dieser Art komplett verzichten, wenn die abfragende Wissenschaftlerin selbst eine Definition für den Begriff Schüler besitzt und aus einem vorgegebenen Index entsprechende Suchkriterien herausucht – unsere Frankfurter Datenbank wird, wie oben beschrieben, genau diesen Zugang ermöglichen, indem sie Fakten aufnimmt, keine Vor-Interpretationen. Eine solche Ergebnisliste, in der jedes Kriterium mit einem Beleg versehen ist, kann dann zu Thesen inspirieren, Argumentationen stützen, und sie ermöglicht Vergleiche. Wenn außerdem die Abfrage-Software auch noch in der Lage ist, nicht nur aufzulisten, sondern anschaulich auf einer Karte sichtbar zu machen, wo die ›Schüler‹ 10 Jahre nach ihrer Promotion überall tätig waren, dann liegt vielleicht sogar schon das Anschauungsmaterial für den nächsten Vortrag bereit.

Wie alle wissenschaftlichen Projekte wird die Fachgeschichte-Datenbank des Max-Planck-Instituts für empirische Ästhetik ihre Wirksamkeit nur im Rahmen der wissenschaftlichen Gemeinschaft entfalten. Ohne die Kompetenz der Wissenschaft Treibenden, ohne ihre »Fantasie und Intuition«, ihren »umsichtig ordnenden Kunstverstand«, ihre »humane Neugier«,<sup>41</sup> genauso aber ohne Reflexion der eigenen Zugangsweise, kritische Überprüfung von Befunden und Interpretationen wird sich auch diese Datenbasis nicht erschließen.

**40** | Siehe hierzu die Beiträge von Henry Hope, Michael Custodis und Manfred Hermann Schmid in diesem Band.

**41** | Fest, »Was wir aus der Geschichte nicht lernen« (2003).